

# Zeit der Zauberer

Das große Jahrzehnt der Philosophie 1919 - 1929

Bearbeitet von  
Von: Wolfram Eilenberger

9. Auflage 2018. Buch. 431 S. GB. Hardcover  
ISBN 978 3 608 94763 2  
Format (B x L): 14.1 x 22.1 cm  
Gewicht: 689 g

[Weitere Fachgebiete > Philosophie, Wissenschaftstheorie, Informationswissenschaft > Philosophie: Allgemeines > Westliche Philosophie: 20./21. Jahrhundert](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

  
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](http://beck-shop.de) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser  
gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

# ZEIT DER ZAUBERER

---

Das große Jahrzehnt  
der Philosophie

1919 - 1929

---

WOLFRAM  
EILENBERGER

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Michael Gaeb

© 2018 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

unter Verwendung eines Fotos von

John Mitchell Fine Paintings/Bridgeman Images

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-94763-2

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische

Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Für Eva*

# INHALT

## I.

### PROLOG – DIE ZAUBERER

*Seite 13*

Gottes Ankunft · Gipfelstürmer · Contenance wahren  
Mythos Davos · Menschen fragen · Ohne Fundament · Zwei Visionen ·  
Vor der Wahl  
Wo ist Benjamin? · Besser scheitern · Braucht mein Leben ein Ziel? ·  
Die Ein-Mann-Republik

## II.

### SPRÜNGE – 1919

*Seite 43*

Was tun? · Seine Zuflucht · Kritische Tage · Romantische Thesen ·  
Neues Selbstbewusstsein · Fluchten  
Die Verwandlung · Ethische Akte · Wunschloses Unglück  
Andere Umstände · Offene Flanken · Welt ohne Anschauung · Der  
Urwissenschaftler · Ohne Alibi · Das Neue Reich · Treue zum Ereignis  
Deutsche Tugenden · Der Ungeliebte · Elektrisiert

## III.

### SPRACHEN – 1919–1920

*Seite 79*

Bildlich gesprochen · Wiener Brücken · Poetische Präzision · Gegen die  
Welt · Drei Punkte in Den Haag · Bilder von Tatsachen · Der  
Friseur · Russell auf der Leiter · Warum es die Welt nicht gibt

Unter Strom · Der getrübbte Blick · Gemeinsam einsam · Zwei Käuze ·  
Umwelten voraus · Echtheit bricht durch

Irgendwas mit Medien · Flapper · Die Aufgabe · Radikale Übersetzung  
Kult und Sound · Goethe in Hamburg · Das Grundphänomen · Der  
Wille zur Vielheit · Vorwärts · Gibt es *die* Sprache?

IV.

## BILDUNG – 1922–1923

*Seite 137*

Friede den Hütten · Unheimliche Berufungen · Daseinsvorsorgeunter-  
suchung · Mut zum Sturm · Stellungskämpfe

Schlechte Nachbarschaft · Gute Nachbarschaft · Utopie im Regal ·  
Ausgang vom Mythos · Die neue Aufklärung · Über den Fluss

Im Strudel · Dritter im Bunde? · Goethe in Weimar · Mehr Licht ·  
Freiheit oder Schicksal · Wahl oder Entscheidung · Die geschiedene  
Republik · Sprung der Erlösung · Rettende Transzendenz

Gnadenlos · Drei Viertel verstanden · In Therapie · Von oben herab

V.

## DU – 1923–1925

*Seite 189*

Der Idiot · It's complicated

Gastfreundschaft · Von Hamburg nach Bellevue · Schlüsselexperiment  
mit Schlange · Tunnel und Licht

Weimar wankt · Feste Burgen · Ereignis sein · Du, Dämon · Inmitten  
des Seins · Das Schwerste denken · Amor mundi

Hungerkuren · Goodbye Deutschland · Trauben und Mandeln · Auf-  
brüche

VI.

FREIHEIT — 1925—1927

*Seite 233*

Rote Sterne · Kritische Vorrede · Ein Fall für Adam · Trauer-Arbeit ·  
Erinnerndes Vernehmen · Trauernde Tropen · Kritisches Album · Paläs-  
tina oder der Kommunismus

Nahe sein · Ans Werk · Freilegen der Frage · Die Zeit des Daseins · Das  
ist der Hammer: Die Zeug-Analyse · Sturm und Angst · Das gewisse  
Etwas: Vorlaufen zum Tod

Die Schule von Hamburg · Der verdeckte Ursprung

Pluralität im Ausgang · Selbstgestaltung durch Welterschließung · Was  
in den Sternen steht

Kindermund · Ingenieure des Sprechens · Liste der Vernunft · Das  
Prinzip Verantwortung · Ohnmachtsanfall

VII.

PASSAGEN — 1926—1928

*Seite 295*

Technische Begabung · Nur für Götter · Kreis ohne Meister · Viel zu  
lernen ihr noch habt

Auf der Kippe · Endstation Moskau? · Die Hölle des Anderen · Mann  
ohne Gerüst · Party for one

Hohe See · Im Auge des Sturms · Ernstfall Frankfurt · Individuum und  
Republik

Am Bau · Zeit des Dämons · Nach dem Sein · Grund und Abgrund ·  
Zurück zum Ursprung · Heimkehr · Hochtourig

VIII.

ZEIT – 1929

*Seite 353*

Freie Schwünge · Unter Leuten · Vorabend in München ·  
Entspannt euch!

In Wortgewittern – die Davoser Disputation · Wunden lecken · Früh-  
lingsgefühle · Die Dreihundertgroschenoper · The Doors · Atemlos,  
durch die Nacht · Gaslicht · Der autodestruktive Charakter ·  
Um die Wurst

Der Wanderer · Schulfrei · Interne Probleme · Zurück in den Alltag ·  
Neapel in Cambridge · Erinnern zu einem Zweck ·  
Die Stadt der Worte · Gegen die Wand

ENDLICHE

*Seite 399*



Anmerkungen

*Seite 403*

Personenregister

*Seite 412*

Werkregister

*Seite 417*

Auswahlbibliographie

*Seite 421*

Bildnachweis

*Seite 430*

Dank

*Seite 431*

*Das Beste, was wir von der Geschichte haben,  
ist der Enthusiasmus, den sie erregt.*

Johann Wolfgang von Goethe, »Maximen und Reflexionen«

I.  
PROLOG



DIE ZAUBERER

## GOTTES ANKUNFT

»Macht euch nichts draus, ich weiß, ihr werdet das nie verstehen.« Mit diesem Satz endete am 18. Juni 1929 in Cambridge, England, das wohl eigenartigste Rigorosum der Philosophiegeschichte. Zur Doktorprüfung angetreten vor den Ausschuss, der aus Bertrand Russell und George Edward Moore bestand, war ein 40-jähriger Ex-Milliardär aus Österreich, der die vorangegangenen zehn Jahre hauptsächlich als Grundschullehrer gearbeitet hatte.<sup>1</sup> Sein Name lautete Ludwig Wittgenstein. Wittgenstein war in Cambridge kein Unbekannter. Im Gegenteil, in den Jahren 1911 bis kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs hatte er dort bei Russell studiert und war unter den damaligen Studenten ob seiner offenbaren Genialität wie auch seiner Eigenwilligkeit schnell zu einer Kultgestalt aufgestiegen. »Gott ist angekommen, ich traf ihn im Fünf-Uhr-Fünfzehn-Zug«, notiert John Maynard Keynes in einem Brief vom 18. Januar 1929. Keynes, zu diesem Zeitpunkt wohl der bedeutendste Ökonom der Welt, hat Wittgenstein am ersten Tag von dessen Rückkehr nach England zufällig getroffen. Und es sagt viel über die ausgesprochen enge und damit gerüchteträchtige Atmosphäre der damaligen Zirkel aus, dass sich Wittgensteins alter Freund G. E. Moore ebenfalls in diesem Zug von London nach Cambridge befand.

Man sollte sich die Atmosphäre im Abteil indes nicht als allzu ausgelassen vorstellen. Denn *Small Talk* und herzliche Umarmungen waren zumindest Wittgensteins Sache nicht. Vielmehr neigte das Genie aus Wien zu plötzlichen Wutausbrüchen und war überdies äußerst nachtragend. Bereits ein einziges loses Wort oder eine scherzhafte politische Äußerung konnten zu jahrelangem Groll, ja zum Abbruch der Beziehungen führen – wie es auch mit Keynes und Moore mehrfach der Fall gewesen war. Dennoch: Gott war zurück! Und die Freude entsprechend groß.

Bereits am zweiten Tag nach Wittgensteins Ankunft beruft man

in Keynes' Haus deshalb den sogenannten Kreis der »Apostel« ein – ein ausgesprochen elitärer, inoffizieller Studentenclub, der vor allem für die homosexuellen Techtelmechtel seiner Mitglieder berüchtigt war –, um den verlorenen Sohn willkommen zu heißen.<sup>2</sup> Im Rahmen eines feierlichen Abendessens wird Wittgenstein in den Rang eines Ehrenmitglieds (»Angels«) erhoben. Mehr als 15 Jahre sind für die meisten seit der letzten Zusammenkunft vergangen. Viel ist seither geschehen. Wittgenstein indes wirkt auf seine Apostel äußerlich so gut wie unverändert. Nicht nur, dass er auch an diesem Abend seine immer gleiche Kombination aus kragenlosem Knöpfhemd, grauer Flanellhose und schweren, bäuerlich wirkenden Lederschuhen trägt. Auch körperlich scheinen die Jahre spurlos an ihm vorübergegangen zu sein. Auf den ersten Blick gleicht er deshalb eher einem der ebenfalls zahlreich geladenen Elitestudenten, die den seltsamen Mann aus Österreich bisher nur aus den Erzählungen ihrer Professoren kennen. Sowie natürlich als Autor des »Tractatus logico-philosophicus«, jenes legendären Werks, das die philosophischen Diskussionen in Cambridge die vorangegangenen Jahre entscheidend geprägt, wenn nicht dominiert hat. Zwar hätte keiner der Anwesenden behaupten wollen, das Buch auch nur annähernd verstanden zu haben. Die Faszination für den »Tractatus« befeuerte diese Tatsache indes nur noch mehr.

Wittgenstein hatte das Buch 1918 in italienischer Kriegsgefangenschaft mit dem festen Bewusstsein beendet, sämtliche Probleme des Denkens »*im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben*«, und folgerichtig beschlossen, der Philosophie nunmehr den Rücken zu kehren. Nur wenige Monate später überschrieb er, als Erbe einer der reichsten Industriellenfamilien des Kontinents, sein gesamtes Vermögen seinen Geschwistern. Wie er Russell damals brieflich mitteilte, wolle er – geplagt von schweren Depressionen und wiederkehrenden Selbstmordgedanken – fortan »mit ehrlicher Arbeit« sein Leben verdienen. Konkret hieß dies, als Grundschullehrer in der Provinz zu unterrichten.

Dieser Wittgenstein also war zurück in Cambridge. Zurück, wie

es hieß, um zu philosophieren. Indes besaß das Genie, mittlerweile 40 Jahre alt, keinen akademischen Titel und zeigte sich zudem vollkommen mittellos. Das wenige, was er sich über die Jahre hatte ansparen können, ist bereits nach einigen Wochen in England aufgebraucht. Vorsichtige Erkundigungen, ob nicht die reichen Geschwister bereit wären, ihm finanziell auszuhelfen, werden mit aller Heftigkeit abgewehrt: »Akzeptieren Sie bitte meine schriftliche Erklärung, daß ich nicht nur eine Anzahl wohlhabender Verwandter habe, sondern daß sie mir auch Geld geben würden, wenn ich sie darum bäte. DASS ICH SIE ABER NICHT UM EINEN PENNY BITTEN WERDE«,<sup>3</sup> lässt er Moore noch am Vortag seiner mündlichen Doktorprüfung wissen.

Was tun? Niemand in Cambridge zweifelt an Wittgensteins Ausnahmebegabung. Jeder, darunter die einflussreichsten Gestalten der Universität, wollen ihn halten und ihm helfen. Doch ohne akademischen Titel erwies es sich selbst in der familiären Atmosphäre von Cambridge als institutionelle Unmöglichkeit, dem Studienabbrecher von einst ein Forschungsstipendium oder gar eine feste Stelle zu besorgen.

So verfällt man schließlich auf den Plan, Wittgensteins »Tractatus logico-philosophicus« als Doktorarbeit einreichen zu lassen. Russell hatte sich für die Veröffentlichung im Jahre 1921/1922 persönlich eingesetzt und eigens ein Vorwort verfasst, um die Publikation zu ermöglichen, hielt er das Werk des einstigen Zöglings seinen eigenen, nicht weniger epochalen Arbeiten zur Philosophie der Logik, Mathematik und Sprache doch für weit überlegen.

Kein Wunder also, dass Russell beim Betreten des Prüfungssaals fluchte, »in seinem ganzen Leben nichts derart Absurdes erlebt zu haben«. <sup>4</sup> Dennoch: Eine Prüfung ist eine Prüfung, weshalb sich Moore und Russell nach einigen Minuten freundschaftlicher Erkundigungen dann schließlich doch noch zu einigen kritischen Fragen entschlossen. Sie betrafen eines der zentralen Rätsel des an dunklen Aphorismen und mystischen Einzeilern nicht eben armen Traktats von Wittgenstein. Bereits der erste Satz des nach

einem ausgeklügelten Dezimalsystem streng angeordneten Werks liefert dafür ein eindruckliches Beispiel. Er lautet:

1 Die Welt ist alles, was der Fall ist.

Aber auch Einträge wie die folgenden gaben den Wittgenstein-Adepten Rätsel auf (und tun dies bis heute):

6.432 *Wie* die Welt ist, ist für das Höhere vollkommen gleichgültig. Gott offenbart sich nicht *in* der Welt.

6.44 Nicht *wie* die Welt ist, ist das Mystische, sondern *daß* sie ist.

Trotz dieser Rätselhaftigkeit ist der Grundimpuls des Buches klar. Wittgensteins »Tractatus« steht in einer langen Tradition moderner Werke wie die »Ethik, nach geometrischer Methode dargestellt« (posthum 1677) von Baruch de Spinoza, David Humes »Untersuchung über den menschlichen Verstand« (1748) und Immanuel Kants »Kritik der reinen Vernunft« (1781). All diese Werke streben an, eine Grenze zu ziehen zwischen den Sätzen unserer Sprache, die im eigentlichen Sinne sinnvoll und damit wahrheitsfähig sind, und solchen, die nur sinnvoll erscheinen und unser Denken und unsere Kultur aufgrund dieser Scheinhaftigkeit in die Irre führen. Es handelt sich beim »Tractatus« mit anderen Worten um einen therapeutischen Beitrag zu der Problemstellung, wovon man als Mensch sinnvoll sprechen kann – und wovon nicht. Nicht zufällig endet das Buch mit dem Lehrsatz:

7 Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.

Und nur eine Dezimalstelle zuvor, unter Eintrag 6.54, legt Wittgenstein seine eigene therapeutische Verfahrensweise offen:

6.54 Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muß sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.)  
Er muß diese Sätze überwinden, dann sieht er die Welt richtig.

Genau an diesem Punkt nun hakt Russell im Prüfungsgespräch nach. Wie genau soll das vor sich gehen: jemandem durch eine Aneinanderreihung unsinniger Sätze zu einer, ja der einzig richtigen Weltsicht zu verhelfen? Hatte Wittgenstein im Vorwort zu seinem Werk nicht ausdrücklich verkündet, »*die Wahrheit der hier mitgeteilten Gedanken*« erscheine ihm »*unantastbar und definitiv*«? Wie könne das sein, bei einem Werk, das nach eigenem Bekunden ausschließlich sinnfreie Sätze enthielt?

Die Frage war Wittgenstein nicht neu. Vor allem nicht aus Russells Mund. Sie war über die Jahre und regen Briefwechsel vielmehr zu so etwas wie einem Klassiker ihrer spannungsgeladenen Freundschaft geworden. Ein weiteres Mal also, »for old times sake«, stellte Russell seine gute Frage.

Wir wissen leider nicht, was genau Wittgenstein zu seiner Verteidigung antwortete. Wir dürfen aber annehmen, dass er es wie üblich leicht stotternd tat, mit glühenden Augen und in einer höchst eigenwilligen Intonation, die weniger einem Fremdsprachenakzent als vielmehr dem Sprechen eines Menschen glich, der in den Worten der menschlichen Sprache eine besondere Bedeutung und Musikalität wahrnimmt. Und irgendwann dann, nach Minuten monologischer Stammeln, immer auf der Suche nach der eigentlich klärenden Formulierung, auch darin bestand Wittgensteins Eigenart, wird er einmal mehr zu dem Schluss gekommen sein, genug gesprochen, genug erklärt zu haben. Es ist einfach nicht möglich, jedem Menschen alles verständlich zu machen. Genauso hatte er es ja auch im Vorwort zum »Tractatus« festgehalten: »*Dieses Buch wird vielleicht nur der verstehen, der die Gedanken, die*

*darin ausgedrückt sind – oder doch ähnliche Gedanken – schon selbst einmal gedacht hat.*«

Das Problem daran war nur (und Wittgenstein wusste es): Es gab sehr wenige Menschen, womöglich sogar keinen einzigen, der ähnliche Gedanken schon einmal so gedacht und formuliert hatte. Ganz sicher nicht sein einstmals hoch verehrter Lehrer Bertrand Russell, Autor der »Principia Mathematica«, den Wittgenstein für philosophisch letztlich beschränkt hielt. Und schon gar nicht G. E. Moore, seines Zeichens einer der brilliantesten Denker und Logiker seiner Zeit, über den Wittgenstein im Vertrauen sagte, Moore »sei ein hervorragendes Beispiel dafür, wie weit es ein Mensch bringen kann, der über keinerlei Intelligenz verfügt«.

Wie sollte er diesen Menschen die Sache mit der Leiter unsinniger Gedanken erklären, die man zunächst heraufsteigen und dann von sich stoßen muss, um die Welt richtig zu sehen? War nicht auch der Weise aus Platons Höhlengleichnis, einmal ans Licht gelangt, daran gescheitert, seine Einsichten den anderen Höhlengefangenen verständlich zu machen?

Genug für heute. Genug erklärt. So steht Wittgenstein also auf, schreitet auf die andere Seite des Tisches, klopft Moore und Russell wohlwollend auf die Schulter und äußert jenen Satz, von dem bis heute jeder Doktorand der Philosophie in der Nacht vor der Prüfung träumen muss: »Macht euch nichts draus, ich weiß, ihr werdet das nie verstehen.«

Damit war das Schauspiel beendet. Es blieb an Moore, den Prüfungsbericht zu verfassen: »Meiner persönlichen Einschätzung nach handelt es sich bei der Doktorarbeit von Herrn Wittgenstein um das Werk eines Genies; doch sei dem wie es will, sie erfüllt ganz gewiss die Anforderungen, die zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie in Cambridge verlangt werden.«<sup>5</sup>

Das Forschungsstipendium wurde kurz darauf bewilligt. Wittgenstein war wieder in der Philosophie angekommen.

## GIPFELSTÜRMER

Im eigentlichen Sinne angekommen durfte sich auch Martin Heidegger fühlen, als er am 17. März des gleichen Jahres den Festsaal des Davoser »Grand Hôtel & Belvédère« betrat. Denn das ist sie ganz unzweifelhaft, die große philosophische Bühne, die zu erobern der mittlerweile 39-jährige Denker aus dem Schwarzwald sich bereits von früher Jugend an auserkoren sah. Nichts an seinem Auftritt sollte deshalb als zufällig angenommen werden. Nicht sein sportlich eng geschnittener Anzug, der sich von den klassischen Fracks der geladenen Würdenträger absetzte, nicht die streng nach hinten gekämmten Haare, nicht sein von der Höhensonne bäuerlich gebräuntes Antlitz, nicht die stark verspätete Ankunft im Saal und schon gar nicht die Tatsache, dass er, anstatt in den vorderen Reihen seinen eigens für ihn reservierten Platz einzunehmen, sich ohne ersichtliches Zögern unter die Schar der ebenfalls zahlreich angereisten Studenten und Jungforscher im Bauch des Saales mischte. Sich den herrschenden Konventionen ohne Tabubruch zu beugen, kam auf keinen Fall infrage. Denn für einen wie Heidegger gab es nun einmal kein richtiges Philosophieren im falschen. Und falsch musste ihm an dieser Art von gelehrter Zusammenkunft in einem Schweizer Nobelhotel so gut wie alles erscheinen.

Noch im Vorjahr hatte Albert Einstein den Eröffnungsvortrag für die »Davoser Hochschulkurse« gehalten. 1929 nun war er, Martin Heidegger, als einer der Hauptredner geladen. Drei Vorträge würde er in den kommenden Tagen halten sowie abschließend mit Ernst Cassirer – dem zweiten philosophischen Schwergewicht der Tagung – in ein öffentliches Streitgespräch treten. Mochte der gesetzte äußere Rahmen also auch noch so sehr missfallen, die mit ihm verbundene Geltung und Anerkennung brachten Heideggers tiefste Sehnsüchte zum Schwingen.<sup>6</sup>

Erst zwei Jahre zuvor, im Frühjahr 1927, hatte er mit »Sein und Zeit« ein Werk veröffentlicht, das binnen weniger Monate als neuer Meilenstein des Denkens anerkannt war. Durch seinen gro-

ßen Wurf bestätigte der Küstersohn aus dem badischen Meßkirch indes nur einen Ruf, der ihn bereits in den Jahren zuvor, um es in den Worten seiner damaligen Schülerin (und Geliebten) Hannah Arendt zu sagen, als »heimlichen König« der deutschsprachigen Philosophie auswies. Heidegger hatte das Werk im Jahre 1926 unter enormem zeitlichen Druck geschrieben – und in Wahrheit nur zur Hälfte beendet. Mit »Sein und Zeit«, einem Jahrhundertwerk, hatte er die formalen Voraussetzungen geschaffen, aus dem ungeliebten Marburg an seine Freiburger *Alma Mater* zurückzukehren. Im Jahr 1928 übernimmt Martin Heidegger dort den prestigeträchtigen Lehrstuhl seines einstigen Lehrers und Förderers, des Phänomenologen Edmund Husserl.

Hatte John Maynard Keynes anlässlich der Rückkehr Wittgensteins nach Cambridge noch das transzendente Register eines »Gottes« gewählt, so verweist Arendts Begriffswahl des »Königs« auf einen Willen zur Macht und damit sozialen Dominanz, die sich im Falle Heideggers jedem Beobachter schon nach wenigen Sekunden deutlich mitteilte. Egal wo er auftritt oder erscheint: Heidegger ist niemals nur einer unter vielen. Im Festsaal von Davos untermauert er diesen Anspruch mit der symbolträchtigen Weigerung, sich als einer unter anderen Philosophieprofessoren auf vorgesehennem Platze einzufinden. Man tuschelt, raunt, dreht sich gar eigens um: Heidegger ist da. Es kann also losgehen.

## CONTENANCE WAHREN

Mehr als unwahrscheinlich, dass auch Ernst Cassirer in das allgemeine Geraune und Gemurmelt im Saal mit einstimmte. Nur nichts anmerken lassen: die Form wahren – und vor allem Haltung. So lautet das Credo seines Lebens. Und auch der Kern seiner Philosophie. Wovor hätte er sich, bei Lichte betrachtet, auch fürchten sollen? Schließlich ist dem 54-jährigen Professor der Universität Hamburg keine Umgebung vertrauter als der zeremonielle

Rahmen einer akademischen Großveranstaltung. Exakt zehn Jahre nun hat er seinen Lehrstuhl inne. Zum Wintersemester 1929/1930 würde er – als der erst vierte Jude in der Geschichte der deutschen Universitätsgeschichte – gar das Rektorat seiner Hochschule übernehmen. Auch mit der Etikette Schweizer Nobelhotels durfte sich Cassirer als Spross einer wohlhabenden Breslauer Kaufmannsfamilie von frühester Kindheit an vertraut wissen. Wie man es in seinen Kreisen zu tun pflegte, fuhr er mit seiner Frau Toni jedes Jahr über die Sommermonate in die Schweizer Berge zur Kur. Vor allem aber befindet sich im Jahre 1929 auch Cassirer auf dem Zenit seines Ruhms, dem Gipfel seines Schaffens. In den vorangegangenen zehn Jahren hatte er seine dreiteilige »Philosophie der symbolischen Formen« zu Papier gebracht. Die enzyklopädische Breite und systematische Originalität des Werkes – dessen dritter und letzter Band nur wenige Wochen vor der Davoser Tagung erschienen war – etablierte Cassirer als das unbestrittene Haupt des Neukantianismus und damit der führenden akademischen Strömung der deutschen Philosophie.

Anders als bei Heidegger ist Cassirers Aufstieg zum Meisterdenker kein kometenhafter gewesen. Vielmehr war sein Ruf über Jahrzehnte philosophiehistorischer und editorischer Arbeiten kontinuierlich gewachsen. Sowohl eine Gesamtausgabe der Werke Goethes als auch der Werke Kants hat er als Herausgeber betreut und in den Jahren seiner Tätigkeit als Privatdozent in Berlin überdies ein umfangreiches Werk zur Philosophiegeschichte der Neuzeit veröffentlicht. Anstatt durch charismatische und sprachliche Verwegenheit zeichnet sich sein Auftreten vor allem durch beeindruckende Belesenheit und ein bisweilen übermenschlich erscheinendes Erinnerungsvermögen aus, das es ihm bei Bedarf ermöglicht, zentrale Stellen der großen philosophischen und literarischen Klassiker seitenlang aus dem Kopf zu zitieren. Geradezu berüchtigt ist Cassirers ausgeglichenes Wesen, das stets auf Vermittlung und Mäßigung abzielt. Er verkörpert – und weiß es genau – in Davos genau jene Form des Philosophierens und auch

des akademischen Establishments, das Heidegger mit seinem dank großzügiger Reisestipendien fast vollständig angereisten Stoßtrupp von Schülern und Habilitanden unbedingt aufzumischen strebt. Das Foto der Eröffnungsfeier zeigt Cassirer – zweite Reihe links – an der Seite seiner Gattin Toni sitzend. Das volle Haupthaar würdig ergraut, ist sein Blick konzentriert zum Rednerpult gewandt. Der Stuhl linker Hand vor ihm ist frei. Ein an die Lehne geheftetes Papier weist ihn als »reservé« aus. Heideggers Platz.

### MYTHOS DAVOS

Wie spätere Aufzeichnungen bezeugen, blieben Heideggers gezielte Verstöße gegen die Davoser Etikette durchaus nicht ohne Wirkung. Toni Cassirer hat das Zusammentreffen gar derart verstört, dass sie es in ihren Memoiren, die sie 1948 im New Yorker Exil unter dem Titel »Mein Leben mit Ernst Cassirer«<sup>7</sup> schreibt, um volle zwei Jahre fehldatiert. Sie beschreibt darin einen »kleinen, ganz unscheinbaren Mann, schwarzes Haar stechend dunkle Augen«, der sie – die Kaufmannstochter aus bester Wiener Gesellschaft – »sofort an einen Handwerker, etwa aus dem südlichen Österreich oder Bayern« erinnerte, ein Eindruck, der beim späteren Galadiner »bald darauf durch seinen Dialekt unterstützt wurde«. Schon damals ahnte sie deutlich, mit wem ihr Gatte es zu tun bekommen würde: »Heideggers Neigung zum Antisemitismus«, schließt sie ihre Erinnerungen an Davos, »war uns nicht fremd.«

Die Davoser Disputation zwischen Ernst Cassirer und Martin Heidegger gilt heute als einschneidendes Ereignis in der Geschichte des Denkens. In den Worten des amerikanischen Philosophen Michael Friedman stellt sie gar die maßgebliche »Wegscheide für die Philosophie des 20. Jahrhunderts« dar.<sup>8</sup> Das Bewusstsein, Zeuge eines Epochenwandels zu sein, beseelte bereits alle damals anwesenden Teilnehmer. So zelebriert der Heidegger-Student Otto F. Bollnow (der in den Jahren nach 1933 zu einem der führenden

Nazi-Philosophen aufstieg) in seinem Tagebuch das »erhebende Gefühl, ... einer geschichtlichen Stunde beigewohnt zu haben, ganz wie es Goethe in der »Kampagne in Frankreich« ausgesprochen hatte: »Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus« – in diesem Fall der Philosophiegeschichte – und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen«.9

In der Tat. Hätte Davos nicht tatsächlich stattgefunden, zukünftige Ideenhistoriker hätten es im Nachhinein erfinden müssen. Bis in kleinste Details spiegeln sich in diesem epochalen Ereignis die prägenden Kontraste der gesamten Dekade. Der jüdische Industriellenspross aus Berlin trifft auf den katholischen Küstersohn aus der badischen Provinz, hanseatische Contenance auf unverblümt-direkte Bäuerlichkeit. Cassirer ist das Hotel. Heidegger die Hütte. Unter gleißender Höhensonne treffen sie an einem Ort aufeinander, in dem die Welten, für die sie stehen, einander in unwirklicher Weise überblenden.

Die traumgleiche, insulare Atmosphäre eines Davoser Kurhotels war es ja auch, die Thomas Mann zu seinem 1924 erschienenen Roman »Der Zauberberg« inspiriert hatte. Die Davoser Disputation von 1929 mochte den Teilnehmern deshalb gar als konkrete Umsetzung einer fiktionalen Vorlage erscheinen. Mit einer geradezu unheimlichen Passgenauigkeit fügten sich Cassirer und Heidegger in die ideologischen Schablonen eines Lodovico Settembrini und eines Leo Naphta, die Thomas Manns Roman für die gesamte Epoche erstellt hatte.

## MENSCHEN FRAGEN

Epochal lautete auch das von den Veranstaltern gewählte Thema der Davoser Zusammenkunft: »Was ist der Mensch?« Eine Frage, die bereits das Leitmotiv der Philosophie Immanuel Kants bildete. Kants gesamtes kritisches Denken geht dabei von einer ebenso einfachen wie unabweisbaren Beobachtung aus: Der Mensch ist

ein Wesen, das sich Fragen stellt, die er letztlich nicht beantworten kann. Diese Fragen betreffen insbesondere die Existenz Gottes, das Rätsel der menschlichen Freiheit und die Unsterblichkeit der Seele. In einer ersten kantischen Bestimmung ist der Mensch also ein *metaphysisches Wesen*.

Doch was folgt daraus? Für Kant eröffnen diese metaphysischen Rätsel, gerade weil sie sich nicht abschließend beantworten lassen, dem Menschen einen Horizont möglicher Vervollkommnung. Sie leiten uns in dem Bestreben an, möglichst viel in Erfahrung zu bringen (Erkenntnis), möglichst frei und selbstbestimmt zu handeln (Ethik), sich einer immerhin möglichen Unsterblichkeit der Seele möglichst würdig zu erweisen (Religion). Kant spricht in diesem Zusammenhang von einer *regulativen* oder auch leitenden Funktion des metaphysischen Fragens.

Die Vorgaben des kantischen Projekts blieben bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts bestimmend für die deutschsprachige Philosophie – ja für die moderne Philosophie als Ganzes. Zu philosophieren, das bedeutete, nicht zuletzt für Cassirer und Heidegger, in der Spur dieser Fragen zu denken. Und Gleiches galt auch für die bereits erwähnten, eher logisch orientierten Versuche Ludwig Wittgensteins, eine feste Grenze zu ziehen zwischen dem, wovon man als vernünftiger Mensch sprechen kann, und dem, worüber man schweigen muss. Wittgensteins Therapieversuch des »Tractatus« ging allerdings insofern entscheidend über Kant hinaus, als er selbst noch den als grundmenschlich angenommenen Impuls, überhaupt metaphysische Fragen zu stellen – und also zu philosophieren –, mit den Mitteln der Philosophie für therapierbar zu halten schien. So heißt es im »Tractatus«:

6.5 Zu einer Antwort, die man nicht aussprechen kann, kann man auch die Frage nicht aussprechen.

*Das Rätsel* gibt es nicht.

Wenn sich eine Frage überhaupt stellen lässt, so *kann* sie auch beantwortet werden.

6.51 ... Denn Zweifel kann nur bestehen, wo eine Frage besteht; eine Frage nur, wo eine Antwort besteht, und diese nur, wo etwas *gesagt* werden *kann*.

6.53 Die richtige Methode der Philosophie wäre eigentlich: Nichts zu sagen, als was sich sagen lässt, also Sätze der Naturwissenschaft – also etwas, was mit Philosophie nichts zu tun hat –, und dann immer, wenn ein anderer etwas Metaphysisches sagen wollte, ihm nachzuweisen, daß er gewissen Zeichen in seinen Sätzen keine Bedeutung gegeben hat. ...

Die mit Wittgensteins Werk verbundene zeittypische Hoffnung, vom Geiste der Logik und der Naturwissenschaft geleitet metaphysische Fragen endlich hinter sich lassen zu können, beseelte auch zahlreiche Teilnehmer der Davoser Konferenz, so zum Beispiel den damals 38-jährigen Privatdozenten Rudolf Carnap, Autor von Werken mit solch programmatischen Titeln wie »Der logische Aufbau der Welt« oder auch »Scheinprobleme in der Philosophie« (beide 1928). Nach seiner Emigration in die USA im Jahre 1936 stieg Carnap zu einem der führenden Köpfe der sich auf Wittgensteins Wirken berufenden sogenannten »analytischen Philosophie« auf.

## OHNE FUNDAMENT

Doch ganz gleichgültig, welcher Prägung oder Schule sich die Teilnehmer der Davoser Tagung zugehörig fühlten – Idealismus, Humanismus, Lebensphilosophie, Phänomenologie oder Logizismus –, in einem wesentlichen Punkt herrschte unter den anwesenden Philosophen Übereinstimmung: Das weltanschauliche und vor allem wissenschaftliche Fundament, auf dem Kant einst sein beeindruckendes philosophisches System errichtet hatte, war ausgehöhlt oder zumindest stark reformbedürftig. Kants »Kritik der reinen Vernunft« basierte, nicht zuletzt in ihrem Verständnis der

Anschauungsformen von Raum und Zeit, deutlich auf der Physik des 18. Jahrhunderts. Doch war das newtonsche Weltbild durch Einsteins Relativitätstheorie (1905) revolutioniert worden. Weder können Raum und Zeit als voneinander unabhängig betrachtet werden, noch waren sie in benennbarem Sinne a priori, also vor aller Erfahrung gegeben. Bereits zuvor hatte Darwins Evolutionstheorie der Idee einer dem zeitlichen Werden enthobenen, auf ewig vorgegebenen menschlichen Natur Entscheidendes an Plausibilität genommen. Mit der durch Darwin vollzogenen Aufwertung des Zufalls für die Entwicklung aller Arten auf dem Planeten – von Nietzsche einflussreich auf den Bereich der Kultur übertragen – sah sich zudem die Aussicht auf einen zielgerichteten, gar vernunftgeleiteten Verlauf der Geschichte entscheidend geschwächt. Auch die vollkommene Transparenz des menschlichen Bewusstseins für sich selbst – als Ausgangspunkt von Kants transzendentaler Untersuchungsmethode – schien spätestens mit Sigmund Freud nicht mehr selbstverständlich. Mehr als alles andere aber hatten die Greuel des anonymisierten, millionenfachen Tötens im Ersten Weltkrieg der aufklärerischen Rhetorik eines zivilisierenden Fortschritts der Menschheit durch die Mittel der Kultur, Wissenschaft und Technik jede Glaubwürdigkeit geraubt. Die Frage nach dem Menschen zeigte sich im Lichte der politischen und wirtschaftlichen Krisen dieser Dekade als drängender denn je. Allein die einstige Grundlage ihrer Beantwortung war endgültig fraglich geworden.

Der 1928 überraschend verstorbene Philosoph Max Scheler – Autor des Werkes »Die Stellung des Menschen im Kosmos« (1928) – fasste dieses Krisengefühl in einem seiner letzten Vorträge folgendermaßen in Worte: »Wir sind in der ungefährr zehntausendjährigen Geschichte das erste Zeitalter, in dem sich der Mensch völlig und restlos problematisch geworden ist; in dem er nicht mehr weiß, was er ist, zugleich aber auch weiß, daß er es nicht weiß.«<sup>10</sup>

Das ist der Fragehorizont, vor dem Cassirer und Heidegger auf

dem Gipfel von Davos zusammentreffen. Dieser Horizont hat beide Denker die vorangegangenen zehn Jahre zu ihren Hauptwerken inspiriert. Anstatt allerdings eine direkte und substantielle Antwort auf Kants Frage »Was ist der Mensch?« zu versuchen – und darin besteht die jeweilige Originalität ihres Denkens –, konzentrieren sich Cassirer und Heidegger auf die stillschweigende Frage hinter der Frage.

Der Mensch ist ein Wesen, das sich Fragen stellen muss, die er nicht beantworten kann. Schön und gut. Aber welche Bedingungen müssen eigentlich gegeben sein, damit ein Wesen überhaupt in der Lage ist, sich diese Fragen zu stellen? Welches sind die Bedingungen der Möglichkeit dieses Fragens selbst? Worauf beruht die Fähigkeit des Hinterfragens von Fragen? Dieser Impuls? Die Antworten sprechen sich bereits im Titel ihrer Hauptwerke aus: Im Falle Cassirers lautet er: »Philosophie der symbolischen Formen«. Im Falle Heideggers: »Sein und Zeit«.

## ZWEI VISIONEN

Nach Cassirer ist der Mensch vor allem ein zeichenverwendendes und zeichenhervorbringendes Wesen – ein *animal symbolicum*. Er ist mit anderen Worten ein Wesen, das sich selbst und seiner Welt durch die Verwendung von Zeichen Sinn, Halt und Orientierung gibt. Das wichtigste Zeichensystem des Menschen ist dabei seine natürliche Muttersprache. Doch gibt es zahlreiche andere Zeichensysteme – in Cassirers Begrifflichkeit: *symbolische Formen* –, etwa die des Mythos, der Kunst, der Mathematik oder der Musik. Diese Symbolisierungen, seien es sprachliche, bildliche, akustische oder gestische Zeichen, verstehen sich in der Regel nicht von selbst. Vielmehr bedürfen sie ihrerseits der Interpretation durch andere Menschen. Der fortlaufende Prozess, in dem Zeichen in die Welt gesetzt und durch andere Menschen interpretiert und verändert werden, ist der Prozess der menschlichen Kultur. Erst diese Fähig-

keit zur Zeichenverwendung ermöglicht es dem Menschen, metaphysische Fragen, ja überhaupt Fragen über sich und die Welt zu stellen. Kants Kritik der reinen Vernunft wird für Cassirer zum Projekt einer Untersuchung der symbolischen Formsysteme, mit denen wir uns und unserer Welt Sinn verleihen. Es wird damit zu einer *Kritik der Kultur* in ihrer ganzen, notwendig widersprüchlichen Breite und Vielfalt.

Auch Heidegger betont die Wichtigkeit des Mediums der Sprache für das Dasein des Menschen. Aber die eigentliche Grundlage für dessen metaphysisches Wesen sieht er nicht in einem allgemein geteilten Zeichensystem, sondern in einem höchst individuellen Gefühl – und zwar der Angst. Genauer der Angst, die den Einzelnen erfasst, wenn er oder sie sich der Endlichkeit seiner Existenz voll bewusst wird. Das Wissen um die eigene Endlichkeit, das den Menschen als in die Welt »geworfenes Dasein« auszeichnet, wird diesem – vermittelt über die Angst – zum Auftrag, seine jeweils ganz eigenen Seinsmöglichkeiten zu ergreifen und zu erkennen. Heidegger nennt dieses Ziel *Eigentlichkeit*. Die Seinsweise des Menschen zeichnet sich ferner durch ihre unhintergehbare Verwiesenheit auf die Zeit aus. Zum einen über die jeweilig einmalige historische Situation, in die sich eine Existenz ungefragt geworfen findet. Zum anderen über das Wissen dieser Existenz um ihre Endlichkeit.

Der von Cassirer ausgewiesenen Sphäre der Kultur und des allgemeinen Zeichengebrauchs kommt nach Heideggers Interpretation deshalb vor allem die Aufgabe zu, den Menschen von seiner Angst, von seiner Endlichkeit und damit dem Auftrag der Eigentlichkeit abzulenken, wohingegen die Rolle des Philosophierens gerade darin bestehe, den Menschen für die wahren Abgründe seiner Angst offen zu halten und ihn so im eigentlichen Sinne zu befreien.

## VOR DER WAHL

Es lässt sich erahnen, inwieweit Kants alte Frage nach dem Menschen, je nachdem, ob dem cassirerschen oder dem heideggerischen Antwortversuch gefolgt wird, zu zwei vollkommen gegensätzlichen Idealen der kulturellen und auch politischen Entwicklung führt: Das Bekenntnis zur gleichberechtigten Humanität aller zeichenverwendenden Wesen steht gegen den elitären Mut zur Eigentlichkeit; die Hoffnung auf eine zivilisierende Zähmung tiefster Ängste gegen die Forderung, sich diesen Ängsten möglichst radikal auszusetzen; ein Bekenntnis zum Pluralismus der kulturellen Formen und Vielfalt gegen die Ahnung eines notwendigen Selbstverlustes in der Sphäre der viel zu vielen; moderierende Kontinuität gegen den Willen zum totalen Bruch und Neuanfang.

Als Cassirer und Heidegger am 26. März 1929 um zehn Uhr morgens aufeinandertreffen, können sie deshalb mit Recht beanspruchen, mit ihren jeweiligen Philosophien ganze Weltbilder zu verkörpern. Was in Davos auf dem Spiel stand, war also eine Entscheidung zwischen zwei fundamental voneinander abweichenden Visionen vom Entwicklungsgang des modernen Menschen. Visionen, deren widersprüchliche Anziehungskräfte unsere Kultur bis heute von innen heraus prägen und bestimmen.

Das Urteil der in Davos anwesenden Studenten und Jungforscher war zum Zeitpunkt der Davoser Disputation – zehn Tage in die Konferenz hinein – übrigens lange gefallen. Wie bei einem klassischen Generationenkonflikt zu erwarten, fällt es ganz zu Gunsten des jungen Heidegger aus. Dies mag nicht zuletzt daran gelegen haben, dass Cassirer – wie um die hoffnungslose Überkommenheit seines bürgerlichen Bildungsideals am eigenen Leib zu beweisen – für den Großteil der Tagung fiebernd im Hotelzimmer lag, während Heidegger sich in jeder freien Minute seine Skier schnappte, um gemeinsam mit den jungen Wilden der Studentenschaft die schwarzen Pisten der Graubündner Alpen hinabzupreschen.

## WO IST BENJAMIN?

In den Frühlingstagen des magischen Jahres 1929, als die Professoren Ernst Cassirer und Martin Heidegger zusammentreffen, um auf dem Gipfel von Davos die Zukunft des Menschseins zu entwerfen, quälen den freien Journalisten und Schriftsteller Walter Benjamin in der großen Stadt Berlin ganz andere Sorgen. Benjamin ist von seiner Geliebten, der lettischen Theaterregisseurin Asja Lacis, gerade aus dem frisch angemieteten Liebesnest in der Düsseldorfer Straße geworfen worden und sieht sich damit – wieder einmal – zur Rückkehr in sein nur wenige Kilometer entfernt liegendes Elternhaus in der Delbrückstraße gezwungen, wo neben seiner im Sterben liegenden Mutter auch Benjamins Gattin Dora sowie sein mittlerweile elfjähriger Sohn Stefan auf ihn warten. Die Groteske ist an sich nichts Neues. Vielmehr ist das Muster aus liebbestaumelndem Neuanfang, damit verbundenen finanziellen Überstürzungen sowie einem zügigen Ende der Liaison sämtlichen Beteiligten aus vorangegangenen Jahren bestens bekannt. In besonderer Weise verschärft zeigt sich die Situation in diesem Zeitraum allerdings dadurch, dass Benjamin seine Frau Dora nun von dem unwiderruflichen Entschluss in Kenntnis setzt, sich scheiden lassen zu wollen – und zwar mit dem Ziel, jene lettische Geliebte ehelichen zu können, die sich kurz zuvor von ihm getrennt hat.

Es hat seinen eigenen Reiz, sich Benjamin als weiteren Teilnehmer der Davoser Hochschulgespräche vorzustellen. Etwa als Gesandten der »Frankfurter Zeitung« oder auch der »Literarischen Welt«, für die er regelmäßig als Rezensent tätig ist. Wir stellen ihn uns vor, wie er, als chronischer Eckensteher, im entferntesten Winkel des Ballsaals seinen schwarzen Block zückt (*»Führe dein Notizheft so streng wie die Behörde das Fremdenregister«*), sich die Nickelbrille mit den einmachglasdicken Linsen zurechtrückt und sodann mit winziger Spinnenschrift erste Beobachtungen festhält, sagen wir, zum Muster der Tapeten oder Polsterbezüge, um sodann, über eine kurze Kritik des heideggerschen Anzug-

schnitts, die grundsätzliche Geistesarmut eines Zeitalters zu beklagen, in dem Philosophen das »*simple life*« feiern und, wie insbesondere Heidegger, einen »*Rustikalstil der Sprache*« pflegen, der von der »*Freude an den gewaltsamsten Archaismen*« geprägt ist und sich so »*der Quellen des Sprachlebens zu versichern glaubt*«. Womöglich hätte er sich dann den Sesseln zugewandt, in denen es sich der »*Etui-Mensch*« Cassirer später im Salon bequem machen würde, und dieses bourgeoise Möbel die ganze verstaubte Muffigkeit einer Philosophie repräsentieren lassen, deren bürgerlicher Bieder-sinn noch immer glaubt, die Vielheit der modernen Welt in das Korsett eines einheitlichen Systems zwingen zu können. Schon rein äußerlich wäre Benjamin dabei als ein perfekter Hybrid aus Heidegger und Cassirer erschienen. Auch er zu plötzlichen Fieberschüben neigend, unsportlich bis zur Lächerlichkeit, doch trotz seines geringen Wuchses von einer Präsenz, Anziehungskraft und Weltgewandtheit, die unmittelbar Eindruck erzeugen.

Tatsächlich bilden die in Davos verhandelten Themen das Zentrum auch seines Schaffens: die Transformation der kantischen Philosophie vor dem Hintergrund eines neuen Zeitalters der Technik, das metaphysische Wesen der gewöhnlichen Sprache, die Krise der akademischen Philosophie, die innerliche Zerrissenheit des modernen Bewusstseins und Zeitempfindens, die zunehmende Warenförmigkeit des städtischen Daseins, die Suche nach Erlösung in Zeiten des totalen gesellschaftlichen Verfalls ... Wer, wenn nicht Benjamin, hatte in den vorangegangenen Jahren zu diesen Themen publiziert? Warum hatte ihn niemand nach Davos entsandt? Oder noch schmerzhafter gefragt: Warum hatte ihn niemand als Redner eingeladen?

Die Antwort lautet: Aus akademisch-philosophischer Sicht ist Walter Benjamin im Jahre 1929 eine ausgesprochene Non-Entität. Zwar hatte er sich zuvor immer wieder an zahlreichen Universitäten (in Bern, Heidelberg, Frankfurt, Köln, Göttingen, Hamburg, Jerusalem) um Einstiegsmöglichkeiten in eine professorale Laufbahn bemüht, war damit aber ein ums andere Mal kläglich ge-

scheitert: teils an widrigen Umständen, teils an antisemitischen Vorurteilen, vor allem aber an seiner eigenen Unentschlossenheit.

1919, als er an der Universität Bern mit einer Arbeit über den »Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik« mit summa cum laude promoviert, scheinen ihm noch alle Türen offen zu stehen. Sein Doktorvater, der Germanist Richard Herberz, stellt ihm einen bezahlten Lehrauftrag in Aussicht. Benjamin zögert, überwirft sich zeitgleich mit seinem eigenen Vater, zerstört so sämtliche Perspektiven in der teuren Schweiz und entscheidet sich bald für eine Existenz als freier Kritiker. Dass es in den kommenden zehn Jahren von seiner Seite dennoch immer wieder zu universitären Etablierungsversuchen kommen sollte, war vor allem der sich verfestigenden Einsicht geschuldet, wie schwierig sich dieser Weg gestalten musste, wenn man so schrieb, lebte und nicht zuletzt konsumierte wie Benjamin. Es ist in diesen wilden Jahren einfach recht kostspielig, er zu sein. Das liegt nicht nur an seinen schwer bezähmbaren Vorlieben für Restaurants, Nachtclubs, Spielcasinos und Freudenhäuser, sondern auch an seiner ausgeprägten Sammelleidenschaft etwa für antiquarische Kinderbücher, die er in ganz Europa ausfindig macht und in nahezu zwanghafter Manier erwirbt.

Nach dem endgültigen Bruch mit dem Elternhaus war das Leben des nicht einmal schlecht beschäftigten Publizisten – der deutschsprachige Zeitungsmarkt und mit ihm die Feuilletonnachfrage explodierten in den zwanziger Jahren geradezu – deshalb von permanenten Geldsorgen geprägt. Und immer, wenn es wieder einmal besonders eng wird, schielt Benjamin nach der Universität. Schließlich würde ein akademisches Amt der jungen, vielreisenden Familie neben einer finanziellen Grundsicherung auch existentiellen Halt gewähren, und damit genau jene zwei Dinge, die der innerlich tief zerrissene Denker ebenso sehr ersehnte wie fürchtete.